

Prof. Dr. Karl Pinggéra

## **Predigt zur Eröffnung des Sommersemesters 2025**

Marburg, 22. April 2025

### *Begrüßung*

Ein Freund von mir ist Referent für Catholica an einem ökumenischen Institut. Seit mehreren Monaten hatte er bei sich in der Schublade einen Nachruf auf Papst Franziskus vorbereitet liegen. Gestern Vormittag hat er den Nachruf veröffentlicht. Vielleicht hätte ich es auch so machen sollen, denn ich wusste es ja schon länger, dass ich heute den Semestereröffnungsgottesdienst halten soll und dass sich der römische Pontifex nicht der besten Gesundheit erfreut. So vorausschauend war ich leider nicht. Dennoch möchte in diesem Gottesdienst auch an Papst Franziskus denken. Auch wenn das Amt, das er bekleidete, für uns Protestanten unannehmbar bleibt, steht es uns doch frei, den Amtsinhaber in unser Gedenken einzuschließen. Als Protestanten haben wir den Vorteil, dass uns die politischen und kirchenpolitischen Ansichten und Initiativen des Pontifex nicht unmittelbar betreffen, und wir uns ganz schlicht verneigen können vor dem Einsatz dieses aufrechten Christenmenschen für die Armen, die Marginalisierten und für die Migranten. Bei den Fürbitten werden wir eine Stille halten für unsere persönlichen Anliegen. Wer möchte, kann an dieser Stelle auch unseres verstorbenen Bruders Franziskus gedenken.

Nun habe ich freilich etwas anderes vorbereitet. Wer von Ihnen noch einigermaßen traditionell evangelisch sozialisiert ist, kennt den Brauch, vor dem Gottesdienst das Gesangbuch in die Hand zu nehmen und die Nummern auf der Liedtafel schon einmal vorab aufzuschlagen und jeweils ein Bändchen einzulegen. Das scheint mir ein sehr konfessionspezifischer Brauch zu sein, den man als Ritual bezeichnen kann, weil eigentlich kein praktischer Nutzen damit verbunden ist. In der evangelischen Kirche dauern die Choralvorspiele vor den Liedern in der Regel so lange, dass man in der Zeit das betreffende Lied mindestens zwanzig Mal aufschlagen könnte. Es ist ein Ritual, das einen noch vor Beginn des Gottesdienstes die Lieder, die später gesungen werden, betrachten lässt. Und so ahnen diejenigen unter Ihnen, die gerade dieses evangelische Bändchenspiel gespielt haben, wozu es in der Predigt gehen wird: um das Lied „Von guten Mächten wunderbar geborgen“ und seinen Verfasser Dietrich Bonhoeffer. Vor rund zwei Wochen, am 9. April, wurde weltweit der 80. Todestag Bonhoeffers gefeiert. Am 9. April 1945 ist im KZ Flossenbürg ermordet worden. Das Gedicht von den „guten Mächten“ gehört zu den letzten schriftlichen Äußerungen, die wir von ihm besitzen. Es handelt von einem Vertrauen auf Gott, das über die Todesgrenze hinausreicht. Das hat uns etwas zu sagen am Beginn eines neuen Semesters. Und es fügt sich gut in die Osterwoche, weil es vom jenem Grund handelt, der uns singen lässt: „Wir wollen alle fröhlich sein in dieser österlichen Zeit“.

## Predigt

Ende Mai 1944 schreibt Dietrich Bonhoeffer aus dem Gefängnis in Tegel seinem Schüler und Freund Eberhard Bethge einen Brief. Anlass ist der Tauftag von Bethges Sohn. Darin wird der Täufling virtuell angesprochen mit Worten, die in der evangelischen Theologie wohl den Status eines Klassikers besitzen: „Du wirst heute zum Christen getauft. Alle die alten großen Worte der christlichen Verkündigung werden über Dir ausgesprochen und der Taufbefehl Jesu wird an Dir vollzogen, ohne dass Du davon etwas begreifst. Aber auch wir sind auf die Anfänge des Verstehens zurückgeworfen...“ Und dann entfaltet Bonhoeffer kurz, was ihn in diesem letzten Lebensjahr in der Zelle des Tegeler Gefängnisses zutiefst bewegt und umgetrieben hat: dass die bisherigen religiösen Begriffe, Formeln und Worte uns in der säkularen Moderne so furchtbar fremd geworden sind „dass wir es kaum mehr wagen, davon zu sprechen“. In den Briefen aus dem Gefängnis skizziert Bonhoeffer die Aufgabe, das, was die biblische Tradition beinhaltet, noch einmal neu und ganz anders, und v.a. nicht mehr im religiösen Gewand zu sagen, das der heutige Mensch doch schon längst und unwiderruflich abgelegt habe. Es war eine nicht-religiöse Interpretation der theologischen Begriffe, nach der Bonhoeffer in der letzten Phase seines Denkens tastend gesucht hat. In dem Brief aus Anlass der Taufe von Bethges Sohn gesteht Bonhoeffer, diese neue Sprachgestalt selbst noch nicht gefunden zu haben. Aber die Hoffnung bleibt ihm: „Es ist nicht unsere Sache, den Tag vorauszusagen – aber der Tag wird kommen –, an dem wieder Menschen berufen werden, das Wort Gottes so auszusprechen, dass sich die Welt darunter verändert und erneuert. Es wird eine neue Sprache sein, vielleicht ganz unreligiös, aber befreiend und erlösend, wie die Sprache Jesu...“

Es ist eine stille Hoffnung so vieler evangelischer Theologinnen und Theologen, dass uns gerade heute, wo die überkommene Gestalt der Volkskirche endgültig zerbröselt, eine solche neue, befreiende und erlösende – und darin die Menschen anziehende und überzeugende Sprache geschenkt werde.

Nun habe ich in der Sekundärliteratur zu Bonhoeffer gelesen, das Gedicht „Von guten Mächten treu und still umgeben“ sei ein Beispiel *par excellence* für Bonhoeffers Programm einer nicht-religiösen Interpretation christlicher Grunderfahrung. Denn das Gedicht komme ohne religiöses Sondervokabular aus. – Wie das so geht, wenn man die Bücher eines Fachkollegen liest: Der wissenschaftliche Jagdinstinkt ist geweckt, und, darin besteht das Wesen wahrer Wissenschaft, man widerspricht. Man sucht den Fehler und baut die Gegenposition aus. Das theologische Seminar kann ja keinen klassischen Text der Christentumsgeschichte einfach so in seiner Größe und Schönheit stehen lassen. Die Krake der Kritikasterei kann sogar nach den „guten Mächten“ greifen. Denn, nicht wahr, allein schon formal gesehen begegnen wir da keineswegs einer „neuen Sprache“. Im Gegenteil, das Gedicht ist ausgesprochen konventionell gefertigt. Es besteht aus sieben gleich gebauten Strophen, die jeweils aus vier fünfhebigen jambischen Zeilen bestehen. Es gibt einen Endreim vom Schema A-B-A-B. Keine Spur einer modernen Lyrik, die traditionelle Formen aufsprengen würde. Zum Gesamtbild der Persönlichkeit Bonhoeffers gehört auch, dass er so gut wie keinen Zugang fand zur Literatur und Kunst seiner Zeit. Von den rasanten kulturellen Aufbrüchen im Berlin der 1920 Jahre, wo er doch seine geistig prägende Zeit

verbracht hat, blieb Bonhoeffer merkwürdig unberührt. Auch ein Kafka oder ein Rilke blieben ihm fremd. Die Lektüre Rilkes bezeichnete er seiner Verlobten gegenüber einmal als „ausgesprochen ungesund“ und bevorzugte, ausgerechnet, Adalbert Stifter.

Aber auch in inhaltlicher Hinsicht würde ich der Auffassung entgegentreten, dass es in unserem Gedicht religionslos zugehe. Dass das Wort Gott erst (aber da eben doch) in der siebten Strophe vorkommt, besagt nicht viel. Die „guten Mächte“ sind keine religionslose Chiffre für eine unbestimmte höhere Macht, sondern im Kontext des Briefes – ein Brief an die Verlobte zum Weihnachtsfest – konkreter Hinweis auf die Engel. Bonhoeffer schreibt: „Wenn es im alten Kinderlied von den Engeln heißt: ‚zweie, die mich decken, zweie, die mich wecken‘, so ist diese Bewahrung am Abend und am Morgen durch gute unsichtbare Mächte etwas, was wir Erwachsenen heute nicht weniger brauchen als die Kinder.“ In der zweiten Strophe wird der Adressat dieses gedichteten Gebetes als „Herr“ angerufen („ach, Herr, gib unseren aufgescheuchten Seelen“); und vom Herrn wird das „Heil“ erbeten, dass er für uns bereitet habe. Schau so nicht-religiöse Begrifflichkeit aus? In der dritten Strophe reicht dieser „Herr“ uns dann „den schweren Kelch, den bitteren“, der eindeutig Bezug nimmt auf die Gethsemane-Szene, in der Christus den Kelch des Leidens aus der Hand des Vaters nimmt. Nicht-religiöse Sprache?? Und so könne ich nun weitermachen und die flotte Behauptung der Sekundärliteratur genüsslich weiter zerpfücken, Bonhoeffer habe in diesem Gedicht wahr gemacht, was er theoretisch in seinen letzten Briefen als neue, zukünftige Sprache der Verkündigung skizziert hatte. Wie es sich für den Furor wissenschaftlicher Kritik gehört, würde ich im weiteren Verlauf meiner Attacke dann auch kräftig über das Ziel hinausschießen und mich zu der Behauptung versteigen, dass hier letztlich eine ganz und ganz konventionelle Dichtung vorliege, die hart an der Grenze zum religiösen Kitsch angesiedelt sei.

Aber das zuletzt habe ich ja im nur Konjunktiv gesagt. Denn schon längst wäre mir Folgendes eingefallen: Mag es der modernen Literaturtheorie auch widersprechen, in diesem Fall kann man Werk und Autor einfach nicht voneinander trennen. Wir können die sieben Strophen von den „guten Mächten“ nicht lesen, ohne immer schon zu wissen und im Hinterkopf mitlaufen zu lassen: Da spricht ein Theologe, der im christlichen Widerstand gegen den Nationalsozialismus engagiert war, der mutig war wie wenig andere, der inhaftiert wurde und der im Gefängnis jeden Tag damit rechnen musste, dass er – wie so viele seiner Gesinnungsfreunde – abgeführt und hingerichtet würde. Wir können das Gedicht von den „guten Mächten“ nicht anders lesen als mit dem Wissen, dass Bonhoeffer wenige Monate später, in den allerletzten Kriegstagen, auf den persönlichen Befehl Hitlers hin tatsächlich ermordet wurde.

Und dann erscheint das Gedicht in einem ganz anderen Licht. Dann mag es der äußeren Form nach zwar konventionell gestrickt sein und sein Autor mag sich überlieferter Sprachbilder bedienen – aber das alles ist mit einem abgründigen existentiellen Ernst gesprochen. Es ist die bevorstehende Hinrichtung, die vom schweren Kelch, dem bitteren, markiert wird. Es ist ein schier unvorstellbares Vertrauen, die den Dichter diesen Kelch „dankbar ohne Zittern“ aus der „guten und geliebten Hand“ Gottes nehmen lässt. In der Todeszelle erwartet er „getrost, was kommen mag“. – Was mir eben noch als erbauliche Konvention erschien, das wird in diesem Licht plötzlich viel zu groß für mich. Kann ich

das so für mich sagen? In meiner Sekundärliteratur habe ich die Warnung gefunden, die vertrauensvolle Annahme des Leides in diesem Gedicht nicht zu verabsolutieren. Die Aussagen seien in ihrem Kontext zu verstehen. Ein solche Sprache der Ergebung sei kein allgemeingültiges Vorbild, geschweige denn könnten sie eine Vorschrift sein. Bei aller professionsüblichen Gehässigkeit muss ich gestehen: Hier hat der Kollege doch etwas sehr Richtiges getroffen!

Unlängst habe ich ein Interview mit dem Dichter Uwe Kolbe gelesen. Der hat vor einigen Jahren einen schönen Lyrikband herausgebracht mit dem Titel „Psalmen“. In diesem Band findet sich die bemerkenswerte Aussage: „Das Lied ohne Gott ist tonlos.“ Der Interviewer, ein Theologe, knüpft daran die Frage (eine Frage, die uns zurzeit wohl alle umtreibt): „Was fehlt, wenn Gott fehlt?“ Antwort: „Ernsthaftigkeit und Richtung des Sprechens respektive Singens vom Grund her. Dafür braucht es ja nicht das besondere Wort, weder die Gemme noch den grammatischen Rösselsprung. Vielleicht nur das Aufschauen in einem ‚und‘“

Bonhoeffer hat uns seine letzte Vertrauensaussage aus dem Glauben heraus mitgeteilt in der ihm zur Verfügung stehenden Sprache. Sie war konventionell. Man könnte auch sagen: ohne modische Gemmen und Rösselsprünge. Aber was wir jeder Zeile abspüren ist dies: Er sprach mit einer Ernsthaftigkeit und einer Richtung vom Grund her. Wäre das die Sprache, die Menschen auch heute noch verstehen: ganz ohne theologische Extravaganzen, Gemmen und Rösselsprünge, aber mit einer existentiellen Ernsthaftigkeit, der man eine Verbindung zum Grund aller Wirklichkeit abhört und abspürt.

Die Worte Bonhoeffers zu singen könnte auch eine Ermutigung sein, uns in unserer eigenen Sprache auszudrücken, die nicht eben mithalten muss mit der vermeintlichen kulturellen Avantgarde, die aber ganz vorne dabei sein soll im Bewerb um religiöse Ernsthaftigkeit. Vielleicht werden *wir* mehr vom Suchen, als vom Gefunden-haben reden, vielleicht mehr vom Zweifel, als vom Glauben. Aber es wird vom Grund her sein, der uns durch alles hindurch und trotz allem gewiss macht, dass Gott mit uns ist am Abend und Morgen und ganz gewiss an jedem neuen Tag.

Das ist die Osterbotschaft: Man muss ihn woanders suchen. Christus ist auferstanden, er lebt! Er ist nicht mehr ein Gefangener des Todes, er ist nicht mehr in das Leichentuch gehüllt und deshalb können wir ihn nicht in eine schöne Geschichte einschließen, wir können ihn nicht zu einem Helden der Vergangenheit machen oder ihn als eine Statue betrachten, die in einer Museumshalle steht! Im Gegenteil, wir müssen ihn suchen und daher dürfen wir nicht stehen bleiben. Wir müssen uns in Bewegung setzen, hinausgehen und ihn suchen: ihn in unserem Leben suchen, ihn in den Gesichtern unserer Brüder und Schwestern suchen, ihn in unserem Alltag suchen, ihn überall suchen, außer in jenem Grab.

Ihn stets suchen. Denn wenn er von den Toten auferstanden ist, dann ist er überall gegenwärtig, er wohnt unter uns, er verbirgt und offenbart sich auch heute noch in den Schwestern und Brüdern, denen wir auf unserem Weg begegnen, in den anonymsten und unberechenbarsten Situationen unseres Lebens. Er lebt und bleibt immer bei uns, indem er die Tränen derer weint, die leiden, und indem er die Schönheit des Lebens durch unsere kleinen Gesten der Liebe vervielfacht.

Questo è l'annuncio della Pasqua: bisogna cercarlo altrove. Cristo è risorto, è vivo! Egli non è rimasto prigioniero della morte, non è più avvolto nel sudario, e dunque non si può rinchiuderlo in una bella storia da raccontare, non si può fare di Lui un eroe del passato o pensarlo come una statua sistemata nella sala di un museo! Al contrario, bisogna cercarlo e per questo non possiamo stare fermi. Dobbiamo metterci in movimento, uscire per cercarlo: cercarlo nella vita, cercarlo nel volto dei fratelli, cercarlo nel quotidiano, cercarlo ovunque tranne che in quel sepolcro.

Cercarlo sempre. Perché, se è risorto dalla morte, allora Egli è presente ovunque, dimora in mezzo a noi, si nasconde e si rivela anche oggi nelle sorelle e nei fratelli che incontriamo lungo il cammino, nelle situazioni più anonime e imprevedibili della nostra vita. Egli è vivo e rimane sempre con noi, piangendo le lacrime di chi soffre e moltiplicando la bellezza della vita nei piccoli gesti d'amore di ciascuno di noi.

### *Risus paschalis*

Eduard Mörike war nicht nur ein großer Dichter, er war auch Pfarrer in Cleversulzbach. Einmal hatte er einen sehr bornierten Gutsbesitzer aus der Umgebung getraut und wurde wohl oder übel auch zur Hochzeitstafel geladen.

„Wissen Sie“, rief der arrogante Edelmann dem Pfarrer über den Tisch zu, „wenn ich einmal einen ganz und gar dummen Sohn bekommen sollte, dann lasse ich ihn Pfarrer werden.“

Mörike lächelte vergnügt und antwortete: „Welch ein Glück für Sie, dass Ihr Vater offenbar anders gedacht hat.“

*Psalmen*. Frankfurt am Main, S. Fischer. 2017,

**Kolbe:** Das Bekenntnis steht selbstverständlich gegen jede Öffentlichkeit, die diese besondere, ja, deutsche Verantwortung weglügen will. Von diesem Eingedenken wird einer wie ich, dessen Referenzen vom 20. Jahrhundert gebrandmarkt sind, nie absehen. Ich hatte bereits früher einmal über meine Sprache gesagt, sie stamme "von Weimar bei Buchenwald."